dtv

dtv
portrait

Herausgegeben von Martin Sulzer-Reichel

Kurt Wölfel ist Professor em. für Neuere Deutsche Literatur der Universität Bonn.

Friedrich Schiller

Von Kurt Wölfel

Deutscher Taschenbuch Verlag

Weitere in der Reihe dtv portrait erschienene Titel
am Ende des Bandes

Originalausgabe
November 2004
3. Auflage Juli 2005
Dieses Buch folgt den Regeln der neuen deutschen Rechtscheibung.
© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
www.dtv.de
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch
auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Porträt von Friedrich Schiller
(© Schiller – Nationalmuseum, Marbach am Neckar)
Layout: nach einer Vorlage von Agents – Producers – Editors, Overath
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: APPL, Wemding
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany ISBN 3-423-31016-2

Für
Thomas Wirtz
in Erinnerung an
»alte unnennbare Tage«

Inhalt

Kulturelles Gedächtnis 7

Herkunft und Kindheit (1759–1773) 8

Stuttgart (1773–1782) 14

Mannheim (1782–1785) 34

Leipzig und Dresden (1785–1787) 53

Weimar (1787–1789) 65

Jena (1790–1800) 88

Die klassische Dramatik 135

Weimar (1800–1805) 166

Zeittafel 179
Bibliographie 181
Register 184
Bildnachweis 187

1 Friedrich Schiller. Gemälde von Gerhard von Kügelgen, 1808–1809

Kulturelles Gedächtnis

Über die *Werke* eines Dichters zu sprechen ist eine Sache, über den *Menschen*, der ein großer Dichter war, eine andere. Natürlich sind auch in der Rede über den Menschen seine Werke das, was eigentlich interessiert. Ihnen verdankt er den Ruhm, der ihm meist schon zu seinen Lebzeiten zuteil wurde, und den er nach seinem Tod nicht verloren hat. Aber es ist mit dem Dichter Friedrich Schiller anders als mit solchen, die nur auf Grund ihrer Werke über den Abstand der Zeiten hinweg als groß gelten. Bei ihm ist das Prädikat *groß* von den Werken zu seiner Persönlichkeit hinübergewandert. Über seine Werke hinaus wurde er mit seinem Leben zu einer Gestalt, in welcher die Nation sich zu spiegeln liebte bei der Besinnung auf das, was sie ihre Güter nannte. In Schiller stellte sich ihr dar, was menschliche Größe ist, und wenn von dem die Rede war, was ihr als ihr sittliches Eigentum galt, dann gehörte er als unentbehrlicher Teil zu dessen Bestand. Das versicherte seine unentwegt heraufbeschworene Gegenwart im nationalen Gedächtnis der Deutschen, wann immer sie nach ihrer Identität als Kulturnation fragten – solange sie sich das Recht zuerkannten, von solcher Identität wie andere Nationen mit Unbefangenheit zu sprechen. Aber selbst noch nach deren Verlust taugte er dazu, mit der Rede vom »anderen Deutschland« auf ihn sich zu berufen.

Größe sei, was wir nicht sind, schrieb Jacob Burckhardt, und das, was uns dazu bringt, jemandem Größe zuzusprechen, nannte er unser Knirpstum, unsere Zerfahrenheit und Zerstreuung. Besser lässt sich das Gegen-Wesen zu Schillers Großsein kaum kennzeichnen; und sucht man nach dem *einen* Satz, der die Essenz dieser Größe erkennbar macht, dann mag man in Schillers letztem Brief an Wilhelm von Humboldt fündig werden: »Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge.«

Herkunft und Kindheit (1759–1773)

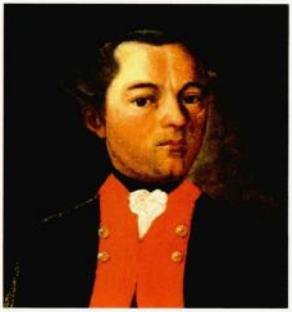
Als der 26-jährige Johann Caspar Schiller nach mehreren Jahren, die er als Feldscher und Soldat in den Niederlanden verbracht hatte, 1749 in seine Heimat zurückkehrte, besaß er genügend Ersparnisse, um eine Familie zu gründen. Er ließ sich in Marbach am Neckar nieder und heiratete bald die 16-jährige Elisabeth Dorothea Kodweiß, Tochter des Wirtes zum Goldenen Löwen. Bürger von Marbach geworden, fand er als Wundarzt sein Auskommen, musste aber dann erkennen, dass die Vermögensumstände seines Schwiegervaters so bedenklich waren, dass er selbst in Gefahr geriet, wollte er jenem aufhelfen. Um aus diesem Verhältnis herauszukommen, wurde er wieder Soldat in einem württembergischen Regiment, mit dem er dann als Leutnant in den Siebenjährigen Krieg (1756–1763) zog. Der junge Herzog Carl Eugen, notorisch prachtliebend, daher geldbedürftig und bedenkenlos in den Mitteln, zu Geld zu kommen, hatte seine Soldaten gegen einen Mietpreis Frankreich zur Verfügung gestellt. Im Herbst 1759 lag das Regiment bei Ludwigsburg und wartete darauf, in die nächste Kampagne auszurücken. Elisabeth Schiller besuchte ihren Mann im Lager und blieb, obwohl ihre Wehen bereits einsetzten, bis zum Abzug des Regiments dort. So wäre Marbach beinahe um die Ehre gekommen, Schillers Geburtsort zu sein. Am 10. November 1759 wurde er als erster Sohn der Familie geboren und am darauf folgenden Tag getauft. Er erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich, in der Familie hieß er Fritz.

In den folgenden Jahren wechselten die Wohn- und Aufenthaltsorte der Familie – zu ihr gehörte noch die 1757 geborene Christophine – mehrmals, bedingt durch den jeweiligen Standort des väterlichen Regiments. Vom Anfang des Jahres 1764 an hatte sie dann einen festen Wohnsitz. Der Vater, inzwischen Hauptmann, wurde als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd beordert, einer Reichsstadt außerhalb des würt-

tembergischen Hoheitsgebiets. Die Familie wohnte im nahe gelegenen württembergischen Lorch im Remstal. Hier wuchs Friedrich Schiller aus der Kindheit ins Knabenalter hinüber. Er besuchte zusammen mit der Schwester die Elementarschule, in der so wenig gelehrt wurde, dass es ein Glück war, als der Pastor der Gemeinde den jungen Schiller am Unterricht teilnehmen ließ, den er dem eigenen Sohn erteilte. Der Pfarrer Philipp Ulrich Moser trug wohl dazu bei, den Wunsch der Eltern, der Sohn möge einmal Theologe werden, auch zu dessen eigenem Wunsch zu machen. Die Achtung, die Schiller für diesen Lehrer bewahrte, bezeugt das Auftreten des »Pfarrers Moser« in den ›Räubern‹.

Schiller hat keine Autobiographie geschrieben, und die poetische Verarbeitung seiner Kindheit war ihm kein Anliegen. So sind wir auf die wenigen Erinnerungen seiner Angehörigen angewiesen, denn es gibt in Schillers Leben auch keine Bettina Brentano, die, was ihr Goethes Mutter erzählte, dienstfertig dem geliebten Dichter übermittelte, der es dann in seine Autobiographie brachte. Schillers Mutter wäre auch nicht sehr tauglich gewesen, als ergiebige Quelle zu dienen. Ihr Wesen war, sich zu bescheiden in das vom Himmel Beschiedene, und in der Sorge für den Mann und die Kinder das eigene Dasein zu verzehren. Zur Bildung ihres Sohnes konnte sie kaum anders beitragen, als ihn teilhaben zu lassen an ihrer Frömmigkeit. Charlotte von Schiller spricht in einer Aufzeichnung für ihre Kinder vom »einfachen kindlichen

2 Schillers Geburtshaus. Kreidezeichnung von Schillers Enkel Ludwig von Gleichen-Rußwurm 1859



3 Der Vater, Johann Caspar Schiller

Leben seiner Jugend, unter Menschen, die ihn nicht zu fassen vermochten, die ihn also durch nichts hinderten, aber ihn auch in nichts zuvorkamen«. Sie setzt dabei voraus, dass in dem Kind schon etwas gewesen sei, das über die Fassungskraft seiner Umwelt hinausging, aber keine Quellen deuten auf solche frühe Außerordentlichkeit hin. Sie lassen ihn eingebettet in das relativ unbeschwerte Leben einer Familie erscheinen, in welcher die Strenge des leicht cholerisch reagierenden Vaters ein Gegengewicht fand in der Wärme der ausgleichenden Mutter. Der geistige Raum, in welchem die Familie sich geborgen fühlte, war der protestantischer Gläubigkeit, mit regelmäßigem Kirchgang, häuslicher Bibellektüre und vom Vater gehaltenen Morgen- und Abendandachten.

Christophines Erinnerungen, nach dem Tod des Bruders geschrieben, hatten ihn als den großen Dichter vor Augen, und sie richtete ihre Erzählung danach ein. Kaum einmal kommen Momente anderer Art in den Blick, so in einer Episode, in der etwas von der latenten Furcht und Gewaltdrohung patriarchalischer Erziehung aufscheint. Vom Kirchen- und Schulbesuch ist die Rede und dessen seltener Versäumnis: »Nur einmal geschah es, daß er sich vergaß, es rief ihn nämlich die Nachbarin, die mit der Familie sehr bekannt war [...], er sollte einen Augenblick in die Küche kommen. Sie wußte, daß es sein Lieblingsgericht war – Brei von türkischem Weizen [Mais]; natürlich folgte er der Einladung und war kaum über den Brei gera-

4 Die Mutter, Elisabeth Dorothea Schiller, geb. Kodweiß

then, als sein Vater, der oft zum Nachbar ging, ihm etwas aus der Zeitung mitzutheilen, an der Küche vorüberging, ihn aber gar nicht bemerkte; allein der Arme erschrak so heftig und rief: Lieber Vater, ich will's gewiß nicht wieder thun, nie wieder! Jetzt erst bemerkte ihn der Vater und sagte nur: Nun geh nur nach Hause. Mit einem entsetzlichen Jammergeschrei verließ er seinen Brei, eilte nach Hause, bat die Mutter inständig, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Hause käme, und brachte ihr selbst den Stock.«

Zu den Standardgeschichten der Schillerbiographik gehört Christophines Bericht von seinen Kinderpredigten: »Er fing auch selbst oft an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt den Kirchenrock umhängen. Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören, außer dem wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht sehen ließ, dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt.« Mehr als das Predigerspiel selbst charakterisiert die Hervorkehrung der Prediger-Hörer-Beziehung den kleinen Schiller: die Anwesenheit einer beeindruckten »Gemeinde«. Was er zum ›Fiesko‹ schrieb, lässt sich als ins Grandiose gesteigerter Paralleltext lesen.

Der Wechsel des Wohnortes von Lorch nach Ludwigsburg 1766 brachte Schiller aus ländlicher in städtische Welt, zu der der fürstliche Hof gehörte, wo der Herzog Carl Eugen, pro-

voziert vom Zwist mit den Landständen, die sich seinem Landesrechte missachtenden Wirtschaften entgegensetzten, seit 1764 residierte. Die Jahre, die Schiller hier verbrachte, fielen also in eine Hoch-Zeit der Stadt. Carl Eugen hatte den Ehrgeiz, seinen Hof mit einem Widerschein des Glanzes auszustatten, der von Versailles nach Deutschland herüberleuchtete. »Glanz« bedeutete: ein Hofstaat größtmöglichen Ausmaßes, Hoffeste aller Arten, vor allem Maskenbälle, dazu reicher architektonischer und bildnerischer Aufwand, Orchester, Oper, Ballett und Schauspiel, alle mit einem Personal besetzt, dessen Zahl ebenso bemerkenswert war wie die Reputation der Spitzenkräfte. Der Komponist Nicolò Jommelli (1714–1774) leitete bis 1769 das Orchester der Oper, Jean-Georges Noverre (1727–1810), der berühmteste Choreograph des Jahrhunderts, bis 1768 das Ballett. Den jungen Schiller scheint nur ein spezieller Teil dieser Prachtentfaltung beeindruckt zu haben: das Theater, zu dem der Hauptmann Schiller samt Familie das Privileg freien Besuchs hatte. Da das Schauspiel keine besondere Rolle spielte, waren es wohl vor allem Opern und Ballette, die Schiller zu sehen bekam. Wie stark der Eindruck war, den sie auf ihn machten, bezeugen seine frühen Dramen, in denen die szenische Phantasie des jungen Dichters unverkennbar noch im Banne der Oper und der Noverreschen Ballettregie steht (Peter Michelsen).

In Ludwigsburg besucht Schiller die Lateinschule, in der, wie der Name sagt, der Unterricht im Lateinischen erster und wichtigster Inhalt war. Der Lehrplan war darauf ausgerichtet, die Schüler auf das »Landexamen« vorzubereiten, eine zentrale Prüfung, die den Weg zur weiteren theologischen Ausbildung öffnete. Schiller stand, als er 1773 zum

> Heilig und feierlich war mir immer der stille, der große Augenblick in dem Schauspielhaus, wo die Herzen so vieler Hunderte, wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Rute, nach der Phantasie eines Dichters beben – [...] wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe und nach meinem Gefallen einem Ball gleich dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann.
>
> *Über ›Fiesko‹*

Karlsschüler wurde, bereits vor dem fünften (letzten) dieser Examina. In den Erinnerungen der Mitschüler tritt das Bild des jungen Schiller mit deutlicheren Zügen hervor, wenn auch nicht als das eines werdenden Genies. Immanuel Gottlieb Elwert (1759–1811) weiß, »daß weder Lehrer noch Schulcameraden im mindesten etwas Auszeichnendes an Schiller bemerkt hätten. [...] Das erinnere ich mich, daß wir zwei immer sehr viel beisammen waren und in unsern Bubenjahren keine eigentliche rechte Buben gewesen, die Ball und andre dergleichen Spiele auch getrieben hätten.« Dazu passt, »daß unsre Unterhaltung meist immer Klagen über unser Schicksal (wozu wir aber keinen Grund hatten) und kindisch chimärische Pläne für unser künftiges Leben waren«. Die widersprechende Auskunft in den ›Lebenserinnerungen‹ Friedrich von Hovens (1759–1838) ist als ergänzendes Gegenbild zu lesen: »Als Knabe war Schiller, ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinah muthwillig. In den Spielen mit seinen Cameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die Jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponirte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos.« Hoven berichtet auch von Schillers früher »Neigung zur Dichtkunst« und erwähnt »ein bei seiner Konfirmation [im April 1772] verfertigtes Lied an sich selber, in welchem er die Gefühle, welche diese heilige Handlung in ihm erregte, aussprach«. Aus dem Jahr 1769 stammt ein Neujahrsgedicht an die Eltern: Wünsche, Dank und Versprechen künftigen Wohlverhaltens in vier Strophen, an denen das Bemerkenswerteste die angefügte Übersetzung ins Lateinische ist. Schiller lernte diese Sprache noch als eine quasi lebendige und wurde ein perfekter »Lateiner« (seine Griechisch-Kenntnisse scheint er bald wieder vergessen zu haben). Durch Johann Friedrich Jahn, einen Lehrer, dessen Unterricht mehr bot als ein disziplinierendes Frömmigkeits-Exerzitium, kam Schiller zum ersten Mal auch mit weltlichem Bildungsinteresse, den humanistisch-aufgeklärten Tendenzen des Zeitalters, in Berührung.

Stuttgart (1773–1782)

In der Karlsschule (1773–1780)

Die Kurve seines bürgerlichen Lebens, die so zweifelsfrei in den geistlichen Beruf zu führen schien, wurde durch Schillers Besuch der Karlsschule umgebogen. Er legte nicht den vom Vater erhofften, sicheren Grund für eine bürgerliche Existenz, das Gegenteil wurde daraus. Die Karlsschülerschaft mündete in eine zu dieser Zeit noch immer von Bodenlosigkeit bedrohte »Karriere«: Die eines Autors, der seinen Lebensunterhalt mittels seiner Feder bestreiten musste. ›Die Räuber‹, sein dramatischer Erstling, brachten ihm zwar frühen literarischen Ruhm ein, bewirkten aber auch, dass er für ein Jahrzehnt aus aller bürgerlichen Sicherheit herausgeworfen und der Gunst oder Ungunst zufälliger Umstände ausgeliefert war.

Die Karlsschule bringt unumgänglich deren Namenspatron, den Herzog Carl Eugen, ins Spiel. Angesichts der politischen Verfassung des Reiches ist es fast selbstverständlich, dass deutsche Landesfürsten im Leben von Autoren des Jahrhunderts eine – positive oder negative – Rolle spielten. Vor allen anderen sind zwei Herzöge in die Literaturgeschichte eingegangen: Der eine, Carl August von Sachsen-Weimar, ist mit Goethes Existenz untrennbar verbunden. Obgleich er auch für Schiller wichtig wurde, meint man doch nicht den Thüringer, wenn man von Schillers Herzog spricht, sondern den Württemberger. Carl August war für Goethe eine schicksalhafte, aber gewiss nicht fatale Person. Carl Eugen war für Schiller beides: einer, der förderte, indem er tyrannisch verfügte. Als seine Verfügungsgewalt dann bei offenbar aussetzender Förderungswilligkeit sich gegen Schiller wandte, brachte sie diesen in eine Lage, auf die die Rede vom Biegen oder Brechen sehr genau zutrifft. So kann man von diesem Herzog mit einem gewissen Recht sagen, er komme in die deutsche Literaturgeschichte wie Pontius Pila-

5 Carl Eugen Herzog von Württemberg

tus ins Credo; falls man nicht eher noch an den König Herodes und dessen neutestamentarische Rolle denken will. Man könnte sich dabei auf Schiller selbst berufen: In einem Brief an seinen Freund Christian Gottfried Körner (10.12.1793) teilt er diesem den »Tod des alten Herodes« mit, und er hatte da wohl nicht die verwegene Rede im Sinn, der sei der beste Pädagoge gewesen.

Gegen Ende der 1760er Jahre vollzog sich in Carl Eugens Regieren eine Wandlung: Er wurde sparsam, setzte der verschwenderischen Hofpracht und der Günstlingswirtschaft ein Ende, die mit der bedenkenlosen Ausbeutung des Landes verbunden waren. Auch sein bisher ziemlich unersättlicher Sexualtrieb lenkte in eine gewisse Häuslichkeit ein. Er fand in Franziska von Hohenheim eine Mätresse, die er für den Rest seines Lebens so wert hielt, dass er sie nach dem Tode der Herzogin zu seiner Gemahlin machte. Sein Herrschaftsgebaren wurde das des aufgeklärten Absolutisten, der gewillt ist, mit einigem guten Willen die Wohlfahrt seines Landes und die Effizienz von dessen Verwaltung zu befördern. Es passt auch in das Jahrhundert, das man als das »pädagogische« bezeichnet hat, dass zu den auffälligsten Unternehmungen des herzoglichen Sinneswandels die Einrichtung und der Ausbau des Erziehungsinstituts gehörte,

das unter dem Namen Karlsschule in die Geschichte eingegangen ist. Carl Eugen machte sich selbst zu ihrem Rektor und widmete ihr in erstaunlichem Maße sein Interesse und seine Zeit. Dass er als patriarchalisch waltender Schuloberster die Schüler gern »meine Söhne« nannte, hatte den aparten Nebenaspekt, dass das »vielfach die schlichte Wahrheit« war: »Unter den früheren Jahrgängen der Karlsschule war eine stattliche Anzahl leiblicher Kinder Serenissimi« (Peter Lahnstein). Als Schiller im Januar 1773 in die Schule eintrat, hatte sie sich bereits aus ihren beschränkten Anfängen zur Militärakademie erweitert, 1781 erhielt sie sogar mit kaiserlichem Privileg den Rang einer Universität. Da das Bildungswesen in Württemberg fest in der Hand der evangelischen Landeskirche war, schuf sich der (selbst katholische) Herzog mit seiner Schule ein nach eigenem Sinn eingerichtetes Institut, in welchem fast alles außer Theologie studiert werden konnte. Im Lauf der Jahre entstand »ein Komplex aus *studium generale*, Kriegsschule, Verwaltungsakademie, Vorklinikum, Kunst- und Musikhochschule [...], der sich durch innere Verfugung, vornehmlich durch die stete Hinführung zur Philosophie, zu einem organischen Ganzen rundete« – eine Art »Gesamthochschule« (Gerhard Storz, 1981), in der die Schüler fast alles werden konnten: Minister, Generäle, Ärzte, aber auch Schauspieler, Musiker, bildende Künster. Zu Schillers Schulfreunden gehörten z. B. der Komponist Johann Rudolf Zumsteeg (1760–1802) und der große klassizistische Bildhauer Johann Heinrich Dannecker (1758–1841). Im Lauf der Jahre wurde die Karlsschule zu einer höchst angesehenen, selbst von Kindern des hohen Adels aus anderen deutschen Staaten besuchten Institution. Doch als Schiller ihr Schüler wurde, musste der Herzog sich noch selbst um Zöglinge bemühen. Er tat es auf seine Weise durch eine Art Erpressung zur Freiwilligkeit, ein insbesondere gegenüber seinen Offizieren probates Mittel. Drohende Ungnade machte eine Weigerung riskant. Schillers Vater, fest an der theologischen Bestimmung seines Sohnes haltend, entzog sich der herzoglichen »Werbung« zwei Mal, beim dritten Mal fügte er sich. Aus der künftigen theologischen wurde – zu-

nächst – eine juristische Laufbahn, zu der Schiller nicht im geringsten Lust hatte.

Zur Einrichtung der Schule gehörte ein gewisser militärischer Charakter. Ihr Vorsteher war der Obrist von Seeger, Unteroffiziere dienten als Ordnungshüter, unter deren ständiger Aufsicht die Uniform tragenden Schüler nach einem festgelegten Stundenplan den Tag verbrachten. Es gab keinen freien Ausgang, keine Ferien, kaum Beurlaubung. Familienbesuche in der Schule waren nur an Sonntagen und an den schulischen Festen erlaubt – unter Ausschluss der ›geschlechtsreifen‹ weiblichen Verwandtschaft. »Die Tore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu sein« – so Schillers böser Rückblick in jener ›Ankündigung‹ seines Journals ›Rheinische Thalia‹ (1784), in der er suggestiv vormachte, wie man fortan seine Biographie zu lesen habe: »Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel« – »Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren« – »unbekannt mit der *wirklichen* [Welt], von welcher mich eiserne Stäbe schieden«, woraus schließlich ›Die Räuber‹ hervorgingen, »das Beispiel einer Geburt [...], die der naturwidrige Beischlaf der *Subordination* und des *Genius* in die Welt setzte«.

In den Zeugnissen aus seinen acht Karlsschuljahren gewinnt das Bild von Schillers Individualität schärfere Konturen. Trotz des Widerwillens, mit dem er zum Internatszögling wurde, scheint ihm die neue Umwelt keine gravierenden

6 Die Herzogliche Militär-Akademie, Karlsschule in Stuttgart

Probleme bereitet zu haben. Aber dann wurde er von Krankheiten heimgesucht, und seine schulischen Leistungen wurden – nicht nur, aber doch auch darin gründend – dürftiger, besonders innerhalb des juristischen Lehrbereichs, den er in beträchtlichem Umfang hängen ließ. Durch den Einfall des Herzogs, die Schüler übereinander urteilen zu lassen, sind uns aus dem Herbst 1774 eine Fülle »moralischer Steckbriefe« über Schiller überliefert: »Ein kränklicher und schwächlicher Leib hat ihm bisher noch nicht zugelassen, seine Gaben so anzuwenden, wie er gern wollte.« Hoven, der einzige, der auch Schillers »Fehler« nennt, spricht von seinem Eigensinn und davon, dass er »aus der Reinlichkeit nicht die große Tugend« mache. Auffallend oft wird sein »Witz« hervorgehoben, und neben dem Urteil: »Seine Haupteigenschaft ist, immerdar lustig zu sein«, steht: »Seine Haupteigenschaften sind Aufrichtigkeit und Eingezogenheit«. Vornehmlich aber wird die »Poesie« genannt: »Seine Hauptneigung gehet mit allem Eifer auf die Poesie, und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen«, schreibt von Hoven, und spezifischer noch: »Zur Tragödie zeigt er den größten Geschmack, so daß er schon oft gesucht hat, für sich selbst etwas zu unternehmen.« (Schillers Persönlichkeit, 1, 111–120)

»Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters«, heißt es in der Ankündigung der ›Rheinischen Thalia‹. Georg Friedrich Scharffenstein (1760–1817), der Schillers Neigung zur Poesie teilte, nennt sie »eine Art Contrebande«, auch von Hoven erwähnt, der Herzog sei kein Freund der Dichtkunst gewesen: »So mußten wir natürlich unser dichterisches Treiben geheimhalten.« Die inbrünstige Dichterverehrung gehört dazu, und dass sie beinahe religiöse Züge annimmt, wie Johann Wilhelm Petersen (1758–1815) sich erinnert, fällt nicht aus dem Rahmen der Zeit: »Wie oft hätte der ganze Kreis dieser Freunde sich vor dem Verfasser eines dichterischen Meisterstücks, z. B. der ›Leiden des jungen Werthers‹, ›Götzens von Berlichingen‹ u. a. bewundernd, ja halbanbetend niederwerfen mögen!« Das Verlangen, so bewunderungswürdig zu werden, gehört zu den Zügen des